

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 19

Artikel: Das Jahr des Goldrausches
Autor: Th.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Jahr des Goldrausches

Am 24. Januar 1948 jährte sich zum hundertsten Male der Beginn des größten Gold-«rushes» der Geschichte. Auf dem Besitztum General Sutters in Kalifornien war beim Bau eines Sägewerkes Gold gefunden worden. Eine Zeitlang gelang es Sutter, den Fund geheim zu halten. Welches Schicksal General Sutter erlitt, nachdem die sensationelle Neuigkeit sich verbreitete hatte, das ist fast jedem Schweizer bekannt. In unserer Zeit hat so mancher Film und so manches Buch ein mehr oder weniger idealisiertes Bild vom Goldrausch gestaltet und vom Leben der Goldgräber, Glückskitter und Desperados, daß es nur des Schlagwortes „Wilder Westen“ bedarf, um eine Vorstellung jener Zeiten in uns zu erwecken. Aber dieses Goldgräberleben bestand in Wirklichkeit mehr aus Leiden, Entbehrungen und harter Arbeit als aus Abenteuer, wilden Gelagen und Schießereien. Ganz Kalifornien war 1850 noch ein ausgesprochenes „Männerland“. Nur acht Prozent der Bevölkerung war weiblichen Geschlechts, und im eigentlichen Goldgräbergebiet gab es auf hundert Männer sogar nur zwei Frauen.

Im Februar 1849 begann das Wettrennen nach den Goldfeldern Kaliforniens. Einhundertvierzig Schiffe verließen in diesem einen Monat die Atlantikküste Nordamerikas und segelten südwärts um das stürmische Kap Horn herum nach dem Stillen Ozean und dann denselben langen Weg nordwärts der südamerikanischen und nordamerikanischen Küste entlang bis nach San Franzisko. Die Fahrpreise waren phantastisch hoch und die Lebensbedingungen an Bord erschreckend. In San Franzisko angekommen, gingen etwa nicht nur die Passagiere an Land, sondern meistens auch die Besatzungen der Schiffe, und zeitweise sollen über fünfhundert vollkommen verlassene Schiffe in der Bucht umhergetrieben sein. Auch San Franzisko selbst entvölkerte sich innerhalb zweier Monate bis auf einen Viertel der ehemaligen Einwohnerzahl. Hausbesitzer packten das Nötigste zusammen, schlossen die Türen und kritzelten darauf „Bin zu den Goldfeldern gegangen“. Arbeits-

kräfte zu finden war beinahe zur Unmöglichkeit geworden. Es heißt, daß keine einzige Waschanstalt mehr den Betrieb aufrecht erhalten konnte und daher die Wäsche nach Honolulu verschifft werden mußte, von wo sie dann nach Wochen wieder gewaschen zurückkam. Der Generalgouverneur sah sich eines Tages sogar vor das Problem gestellt, ohne Dienerschaft auskommen zu müssen und eine Zeitlang mußte er sein eigener Koch sein. Wirtschaftlich machten sich die Folgen des Goldrausches in der Verknappung vieler Güter bemerkbar, teils wegen mangelnder Produktion, teils wegen lawinenhaftem Anschwellen der Nachfrage durch die Hunderttausende von Neuankömmlingen.

Bekannter geworden, in Amerika fast legendar, ja beinahe zum Heldenepos erhoben sind die gefährvollen, monatelangen Fahrten langer Wagenkolonnen aus dem Mississippi-Becken durch den zum Teil noch unerschlossenen Kontinent nach dem grünen Sacramento-Tal. Der erste dieser Züge ist von dem Schotten Jim Stewart organisiert und geführt worden. Stewart war einer jener Trapper, wie sie uns in Schwarzmalerei oder Schönfärberei aus unserer Bubensliteratur bekannt sind. Diesen ersten Zug brachte er in 88 Tagen auf einem 2000 Meilen langen Weg nach dem heiß erstrebten, Reichtum und Glück verheißenden Ziel. Am 28. April 1849, um 10 Uhr morgens, brachen sie von Independence, Missouri, auf. Vor dem Aufbruch waren alle miteinander zur Kirche gezogen. Der Geistliche hatte sie vor allen Versuchungen des Körpers und Geistes gewarnt, sie freundlich gemahnt und jedem eine Bibel mit auf den Weg gegeben. Häufig gaben sich solche Wanderzüge selbst strenge Gesetze, die Trinken, Spielen und Fluchen verboten. Im Anfang galt es sogar als schwerer Verstoß, am Sonntag Domino zu spielen. Eines der schwierigsten Probleme bildete die Verpflegung unterwegs. Alles was zum Leben gebraucht wurde, mußte mitgenommen werden. Die tägliche Kost bestand zur Hauptsache aus Haferbrei, Speck und Brot, das in Fett geröstet wurde, und Kaffee. Zucker war je-

weils rasch aufgebraucht. Einmal in der Woche gab es Bohnensuppe. In Gebieten, die an Tieren reich waren, kamen Büffel- und Wildfleisch dazu. Je weiter die Kolonie nach Westen vorstieß, je schwieriger der Weg und je größer die Ausfälle unter den Zugtieren wurde, um so mehr mußten die Wagen von entbehrlicher, ja selbst unentbehrlicher Last erleichtert werden. Am Wegrand liegen gelassene Bücher, Kleider, Flügel, Werkzeuge und Nägel markierten die Route. Bis Salt Lake City erreicht wurde, konnte weder Milch noch Butter und Käse gekauft werden. Dort in der Mormonenstadt am großen Salzsee, in der damals noch Brigham Young herrschte, genossen die Wanderer ihre erste große Rast, konnten sie sich wieder ein wenig zivilisieren und sich mit dem Nötigsten versehen.

Die Grenze des gelobten Landes Kalifornien war am 24. Juli erreicht. In Hangtown, das später in Placerville umgenannt wurde, hörten die Glückssucher von zwei Farmern, die in einer Woche für 17 000 Dollar Gold aus dem Bach gewaschen hatten. Im Nu löste sich der Zug auf. Nach allen Seiten stoben die Männer auseinander, um ihren «claim» abzustechen. Und dann kam für die meisten die Zeit, da sie erkennen mußten, daß die Wirklichkeit nicht ins Bild der Goldträume passen wollte. Tag um Tag, vom frühen Morgen bis zum Abend mühten sie sich in der glühenden kalifornischen Sonne mit

Pickel und Schaufel. Oder sie standen tagein, tagaus im Wasser eines Flusses oder Baches und wuschen Sand, in einer Schaufel, einer alten Bratpfanne oder sonst einem behelfsmäßigen Mittel und suchten darin nach Körnchen oder Stäubchen des gelben Metalles. Wem das Glück zur Seite stand, der brachte vielleicht in zwei Jahren Gold im Werte von ungefähr 1000 Dollars zusammen — aber um welchen gesundheitlichen Preis. Fast alle Goldgräber litten entweder unter Fieber, Rheumatismus oder Skorbut, wenn nicht gar unter allen drei Krankheiten zusammen. Eintönig wie ihr Leben war auch die Kost. Vor allem war sie zu einseitig, um einen hart arbeitenden Mann bei Kräften zu halten. Das tägliche Einerlei bestand aus gesalzenem Schweinefleisch und getrockneten Bohnen. Kamen sie einmal — vielleicht nach einem guten Fund in die Stadt, um zu festen, dann waren sie bereit, für Luxusartikel wie Eier und Kartoffeln, jeden Preis zu zahlen. 400 000 Menschen strömten 1849 nach Kalifornien; 2000 täglich, und die Mehrzahl erwartete Mißerfolg und Unglück. Angesichts der Verkehrsverhältnisse und geringen Dichte der Bevölkerung kann man von einer Menschenflut sprechen; vielleicht hat es solcher elementarer Ereignisse bedurft, damit aus Amerika das werden konnte, was es heute ist.

Th. H.

Regen — Gottesegen

In Zweisimmen kann man über den Regen folgenden Kettenrein hören: „Es chunnt en Räge, i cha der's säge; es chömme zwee, i ha-se g'fee; es chömme drii, die hohen=en Brii.“ Anzeichen bevorstehenden Regens kennt man allenthalben im Land herum. Das Schweizerische Idiotikon verzeichnet sie in Hülle und Fülle. Im Anonaueraamt sagt man: „Treit der Brackmund (der Pilatus) en Tääge, se git's Räge; het-si aber en Guet, blliibt's Wätter guet.“ So haben auch der Briste, Niese, Ramor, Kalanda manchmal en Guet oder en Tääge, das heißt eine

Wolken- oder Nebelkappe um den Gipfel herum oder Wolkenstreifen unterhalb der Spitze. Ein Schweizer Erzähler hat im Jahr 1856 aufgezeichnet: „Hat der Niesen einen Hut, wird das Wetter sicher gut; legt er an den weißen Kragen, darfst du nicht die Reise wagen; schraubt er aber an den Degen, so bleib zu Haus: heut gibt es Regen.“ Nicht umsonst spuken manchenorts, zum Beispiel im Sarganserland und bei Wildhaus Gespenster, die bei Witterungsänderung umziehen und Schlapphütten mit breiter, herabhängender Krämpen tragen, oft von schwar-